

Diese drei in Punkt eins unserer Überlegungen herausgearbeiteten Voraussetzungen für ursprüngliche Schulterfahung werden durch diese epochale Zeitkrankheit unserer hochzivilisierten „mutterlosen Gesellschaft“ gestört. Von der Narzißmustheorie ließen sich noch weitere Zugänge zu immer wieder angeführten Ursachen für das Schwinden der Schulterfahung wie z. B. dem Glaubensschwund eröffnen. Denn, wenn Glaube eine Beziehung sein soll, der Mensch, der seine Ichgrenzen nicht in gesunder Weise ausgebildet hat, aber überhaupt zu keiner realen Beziehung fähig ist, dann müßte gerade auch die Erfahrung des Atheismus in unserer Gesellschaft von daher vertieft interpretiert werden. Diese Zeit-Analyse soll in einem eigenen Beitrag als Anfrage und Herausforderung an das Gottesbild einer christlichen Ethik formuliert werden mitsamt den daraus sich ergebenden pastoralen Konsequenzen.

Roger Schutz

Die Versöhnung,
wie sie nach dem
Zweiten Vatikanischen Konzil
möglich ist

Der folgende Beitrag war ursprünglich für das Schwerpunkt-Heft „20 Jahre II. Vatikanum“ erbeten. Die Überlegungen, wie die Kirchen zur Versöhnung und Einheit kommen können, ohne das Wertvolle der je eigenen Geschichte aufzugeben, passen aber auch in ein Schwerpunkt-Heft über Versöhnung und Buße. Bei aller notwendigen theologischen Sorgfalt, mit der die Schritte auf dem Weg zur Einheit der Kirchen getan werden müssen, verweist Frère Roger darauf, „daß die Versöhnung im Evangelium eine Dynamik des Augenblicks hat“, daß man also durch zu große Vorsicht eventuell den Kairos auch versäumen kann. red

Zwanzig Jahre nach der Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils bleibt der Eindruck bestehen, daß hier ein Versuch gemacht wurde, zur Herzmitte Christi und der Kirche vorzustoßen. Was macht das Wesentliche des Glaubens aus, um die Gemeinschaft, die die Kirche ist, zu beleben? Diese Frage war dem gesamten Ablauf des Konzils wie ein Wasserzeichen eingeprägt.

Auf dem allmorgendlichen Weg zum Petersdom während der vier Jahre dauernden Sitzungsperioden weckte die näherrückende Basilika stets dieselbe unbeschwerte Freude: Kam man am Tiber an, wurde der Himmel weit, ein leichter, lichtvoller Himmel. Bei der Ankunft in der Basilika, auf dem Weg zur Beobachtertribüne, zunächst ein stilles Gebet vor dem Tabernakel. Dieses Verweilen

vor der unsäglichen Gegenwart Christi ließ im Augenblick eine der zentralen Wirklichkeiten des Reiches Gottes erahnen: die Eucharistie, Quelle der Einmütigkeit ein und desselben Glaubens, ein und desselben Sinnes. Aus dem Wort Gottes eine von Jahrhunderten bestätigte Gewißheit schöpfend, hat das Konzil, wie nie zuvor, durchscheinen lassen, daß die katholische Kirche in erster Linie und vor allem anderen die Kirche der Eucharistie ist.

Eine immer
umfassendere
Katholizität

Das Konzil hat mehrere wesentliche Wirklichkeiten untersucht. Unter ihnen das Geheimnis der Kirche; die Schrift als Quelle des Glaubens; das kollegial ausgeübte Bischofsamt; das Dienstamt des Bischofs von Rom, das mehr denn je zuvor zum Dienstamt der Aktualisierung einer ökumenischen Pastoral wird; das Dienstamt des Priesters, der zur Gemeinschaft versammelt, das vielleicht zu kurz abgehandelt wurde; der Laienstand mit seinem mehr oder weniger großen Anteil an pastoralen Gaben, der bis dahin wenig erforscht worden war; und das Dringendste aller Erfordernisse: die Verteidigung der fundamentalen Menschenrechte.

Das Konzil hat es bewußt vermieden, die Wirklichkeiten des Glaubens einfach nur nebeneinander zu stellen, es hat sie in ihrer lebendigen und organischen Hierarchie dargestellt: nicht alles steht auf derselben Ebene, alles ist wichtig, aber an seinem je gegebenen, mehr oder weniger zentralen Platz. Es ist nicht zuviel, zu behaupten, daß das Konzil durch diese Vorgehensweise eine völlig gewandelte Art der Darstellung von Wirklichkeiten vorgenommen hat, die bis dahin *en bloc* angenommen oder abgelehnt werden mußten.

Diese Sicht der Dinge ermöglichte anschließend eine Vertiefung des Sinns der Katholizität. Diese stellt nicht eine Begrenzung, sondern viel eher eine von der Herzensmitte ausgehende Abfolge immer größerer konzentrischer Kreise dar, die sogar noch über die sichtbaren Grenzen der Kirche hinausgehen.

Sehen wir nicht, indem wir uns immer mehr auf das Ereignis Gottes ausrichten, indem wir immer mehr auf das zugehen, was die Herzensmitte ausmacht, wie sich Engstirnigkeit und Besitzergreifungsdrang verflüchtigen, in unserem eigenen Leben wie im Leben der Gemeinschaft, die die Kirche ist? Erscheint das Bedürfnis, Grenzen abzustecken, nicht als lächerlich? Diese Haltung läßt die unbegrenzte Weite und Universalität des Gedankens Christi begreifen: „Wer nicht gegen uns ist, der ist für uns“ (M 9,40).

Schon allein in der Vorgehensweise des Konzils erschien die katholische Kirche als Kirche, die einen geschärften Sinn für die Universalität, die Katholizität erhalten hat. Sie ist sich bewußt, dafür sozusagen das „Charisma“ zu haben.

Bedenken wir dies. Hält nicht gerade eben dieser geschärfte Sinn für die Katholizität die katholische Kirche davor zurück, sich anderen Kirchen gegenüber zu relativieren? Aber ist die katholische Kirche nicht zugleich aufgerufen, allen Christen die Katholizität als eine sich in der Verwirklichung befindliche Hoffnung aufzuzeigen, als eine Realität, die ihre Sichtbarkeit als Kirche übersteigt und zu der, wie in einem über-sich-selbst-Hinausgehen, aufzuschließen sie sich bemüht?

Vertraut Christus, so gesehen, Petrus die Kirche nicht deshalb an, damit er der Hirte aller Getauften sei, selbst derer, die ihn eine Zeitlang ablehnen? Und vermag die katholische Kirche, bei ihrer Berufung zu einer über die ganze Erde reichenden Universalität, heute nicht viel mehr auf sich zu nehmen, als sie es sich bislang vorstellen kann? Sie ist weit davon entfernt, die unermeßlichen Möglichkeiten auszuschöpfen, die Gott ihr schenkt, um zunächst Ferment der Gemeinschaft und des Verzeihens in der Familie der Christen und im weiteren Sinne Hefe im Sauerteig der ganzen Menschheitsfamilie zu werden.

Sind im übrigen nicht Glieder des Leibes Christi — und von daher in der Gemeinschaft der katholischen Kirche — alle Getauften, die disponiert sind, deren gemeinsamem Glauben Vertrauen zu schenken?

Als hätte man
eine Stunde des
Ökumenismus
verpaßt . . .

Zu Beginn des Konzils erschien der ökumenische Elan so stark, daß der Anbruch einer Einheit zwischen getrennten Kirchen bevorzustehen schien. Johannes XXIII. hatte klargestellt: „Wir wollen keinen Prozeß der Geschichte aufrollen, wir werden nicht danach suchen, wer recht und wer unrecht gehabt hat.“ Später hat Paul VI. als universaler Pastor die Nichtkatholiken um Verzeihung gebeten, falls der katholischen Kirche eine Schuld an den Ursachen der Trennung unter den Getauften angelastet werden könnte. Das Konzil hat einen Weg freigelegt, es zeigte sich eine Verheißung, ein Ereignis Gottes brach an. Das Konzil konnte die jahrhundertealten Spaltungen zu Fall bringen.

Doch kam man in der nachkonziliären Ära nicht umhin, sich das Ausbleiben der Einheit einzugestehen; es war, als wäre eine Stunde des Ökumenismus verpaßt worden. Beziehungen und Freundschaften wurden vertieft,

das Ziel jedoch konnte nicht erreicht werden. Ist seither die erhabene ökumenische Berufung, um sich selbst am Leben zu halten, nicht im Begriff, Wege des Parallelismus auszubauen? Die Konfessionen konnten nur auf ihren getrennten Straßen weiterziehen, zwar in friedlicher, durch Dialoge und Kommissionen aufrechterhaltener Koexistenz, aber ohne zu einer Versöhnung zu gelangen.

Es war nicht unwichtig, daß sich die Christen in ihren Unterschieden erkannten und anschließend herausstellten, worin sie übereinstimmen. Aber dies ist noch nicht die Versöhnung. Verantwortliche christlicher Konfessionen geben heute deutlicher zu verstehen, daß mehrere Jahrzehnte nötig sein werden, um die durch den Ökumenismus aufgeworfenen Strukturfragen zu lösen.

Um heute, siebzehn Jahre nach dem Ende des Zweiten Vatikanischen Konzils, voranzugehen, haben wir die Möglichkeit, eine bedeutende Intuition des Konzils auf die ökumenische Versöhnung anzuwenden, die Intuition, sich zunächst und vor allem anderen fest mit der Herzmitte Christi und der Kirche zu verbinden.

Wenn es für die ökumenischen Organisationen eine Notwendigkeit ist, ihren Weg mit dem für sie charakteristischen Durchhaltevermögen fortzusetzen, kann man doch unmöglich vergessen, daß die Versöhnung im Evangelium eine Dynamik des Augenblicks hat. Sie wird sofort, in jedem Moment vollzogen: „Wenn du dich dem Altar nährst, ohne versöhnt zu sein, geh und versöhne dich zuerst mit deinem Bruder.“ Hierdurch führt ein Weg für die Periode, die den Dreh- und Angelpunkt darstellt, die Periode, die einer Versöhnung der kirchlichen Institutionen vorausgeht: der evangelische Weg des Sofortigen, der Unmittelbarkeit.

In der Dreh- und Angelperiode, in der wir uns befinden, ist es jedem möglich, persönlich und unverzüglich eine Versöhnung vorwegzunehmen, indem er zur Herzmitte vorstößt. Dies bedeutet, für sich selbst das Beste der Gaben übernehmen, die Gott durch Christus Jesus in sein Volk während dessen zweitausendjähriger Pilgerschaft gelegt hat. Diese unmittelbare Antwort an Christus, den Christus des Evangeliums, kann man selbstverständlich nur im persönlichen Leben geben.

Für sich selbst das Beste der Gaben der orthodoxen Kirchen übernehmen heißt, sich dem Geist des Auferstandenen anvertrauen. Für sich selbst das Beste der aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen übernehmen

Heute eine bedeutende
Intuition des Konzils
konkretisieren

heißt, dem Wort Gottes Vertrauen schenken, um es im Alltag in die Tat umzusetzen. Für sich selbst das Beste der Gaben der katholischen Kirche übernehmen heißt, die unersetzliche Gegenwart Christi in der Eucharistie empfangen, sie auch in der Vergebung empfangen, die unmittelbar an der Quelle der Versöhnung gewährt wird . . . Die Eucharistie, die eine mystische Sicht der Kirche eröffnet, kann letztlich sogar zu einer mystischen Sicht der menschlichen Person führen.

Für sich selbst das Beste der Gaben der anderen übernehmen, kann für einen katholischen Christen keineswegs eine Relativierung des Glaubens bedeuten. Versuchen wir also zu begreifen, warum die katholische Kirche eine Interkommunion nicht gutheißen kann, da diese zu einer Nivellierung des eucharistischen Glaubens zu führen droht.

Für einen Christen nichtkatholischen Ursprungs kann die Versöhnung — im eigenen Innern — des Besten der Gaben seines Ursprungs mit dem Glauben der katholischen Kirche nicht dazu führen, in einem zerstörerischen Bruch die eigenen Angehörigen zutiefst zu verletzen. Um für diese nicht ein Symbol der Ablehnung zu sein, hat er deshalb voll Rücksicht in einer Zugehörigkeitsverbindung mit seiner Ursprungsfamilie zu stehen. Ohne damit einen Parallelismus zwischen Kirchen aussagen zu wollen, wurde diese Situation eine „doppelte Zugehörigkeit“ genannt. Worte sind freilich immer nur annähernd, wenn es gilt, eine Wirklichkeit der Kirche zu beschreiben.

Zusammen mit zahlreichen Jugendlichen haben wir uns befragt: Wenn die einzigartige Gemeinschaft, die sich Kirche nennt, eine Erde des Verzeihens und des Vertrauens ist, ist sie dann nicht in der Lage, quer über die ganze Erde die Strömungen von Haß und Entmutigung in ihr Gegenteil zu wenden, um auf diese Weise viele Frauen und Männer in die Fülle Christi hineinzunehmen und um menschenmögliche Hoffnung zu wecken, nicht nur bei den Glaubenden, sondern auch bei den Nichtglaubenden?